



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rochs, Arthur: Aus dem Lande der Freiheit : der Sabbatfanatismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und eines wird zu dem „Faust“ Goethes ebensogut passen wie das andere. Falls uns auch der „Faust“ Henry Batailles aufgetischt wird, so werden die Franzosen darüber auch um keines Haares Breite Goethen näher kommen; denn Bataille ist zwar ein großer Theaterphilosoph, aber seine Philosophie ist aufs engste mit der des Verfassers der „Kameliendame“ verwandt, und seine Gedankentiefe kommt der seines großen Kollegen Brieux gleich.

Nein, die Franzosen werden die Hoffnung aufgeben müssen, jemals Goethes „Faust“ bei sich einheimisch machen zu können. Das wird erst geschehen, wenn Corneille und Racine in Deutschland eingewurzelt sind, und wenn Shakespeare in Frankreich so eingebürgert ist wie in England und in Deutschland, das heißt, wenn die Deutschen keine Deutschen und die Franzosen keine Franzosen mehr sind.



Aus dem Lande der Freiheit

Von Dr. Arthur Kochs

Der Sabbatfanatismus



ie der fälschlich und irreleitend „Temperenz“-Bewegung genannte amerikanische Abstinenz- und Prohibitionszwang ein britisches Erbstück ist, so gilt dies auch von dem amerikanischen Sabbatfanatismus.

Merkwürdig ist dabei nur, daß — während in Großbritannien selbst diese Bewegung sich immer mehr abschwächt, und während dort der sogenannte „kontinentale“ Sonntag immer mehr, wenn auch nur ganz allmählich, in Aufnahme kommt — in den Vereinigten Staaten sich in bezug auf diese Bewegung die entgegengesetzte Richtung geltend macht.

Während sich früher die Sabbatfanatiker hauptsächlich in den alten puritanischen Neu-England- oder Yankeeestaaten austobten, und während früher besonders die Südstaaten von ihnen ganz verschont blieben, gilt diese Begrenzung gegenwärtig leider nicht mehr.

Fast ganz frei von Sabbatfanatikern waren bis vor etwa zehn Jahren besonders noch Louisiana mit seiner starken lebenslustigen französischen Kreolenbevölkerung und Texas mit seinen vielen Deutschen und Mexikanern. Aber das ist jetzt leider auch anders geworden und man kann es gerade an diesen beiden eben noch als Ausnahmen hervorgehobenen Staaten sehen, wie stetig die Sabbatzwangsbewegung gerade in den letzten Jahren in den Vereinigten Staaten gewesen ist.

Im Jahre 1884 wurde in New Orleans zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Baumwollkultur im Süden eine „Cotton-Centennial-Exposition“ abgehalten, eine sogenannte Weltausstellung, die aber in Wirklichkeit eine vorzügliche amerikanische Nationalausstellung war. Aus dieser Zeit entsinne ich mich noch sehr lebhaft, wie entzückt die Besucher, die aus den Nordstaaten zum ersten Male nach Louisiana kamen, damals über die dort in der Stadt und auch auf dem Ausstellungsplatze herrschende allgemeine Sonntagsfreiheit waren. Waren doch erst ein paar Jahre vorher die aus Europa kommenden Besucher der Philadelphiaer Weltausstellung im höchsten Grade durch die über Stadt und Ausstellung verhängte absolute Sabbatperre angeödet worden.

Die aus den Puritanerstaaten damals nach New Orleans kommenden Fremden waren aber ganz erstaunt, „wie gut das geht“. Denn obgleich in New Orleans auch am „Sabbat“ alles „weit offen“ war, ging alles ruhig und gefittet her — weit ruhiger und gefitteter als zu Hause bei ihnen in Boston, Salem oder Bangor! Denn obgleich in New Orleans alles „wide open“ war und obgleich sie dort nicht ausschließlich Leute sahen, welche in die Kirche gingen oder aus der Kirche kamen, sondern auch Leute, welche sich offen und harmlos ihres Lebens freuten, sahen sie dort keine für die Prohibitionsstaaten typischen schwankenden Gestalten, welche ihre „gehobene Stimmung“ der in der Seitentasche des sorglich zugeknöpften schwarzen Rockes verborgenen . . . Schnapsflasche verdanken.

Und wie lachten wir in San Antonio und in den anderen Teilen von West-Texas während der darauffolgenden zwei Jahrzehnte über die ohnmächtige Wut der Sabbatfanatiker, die „natürlich uns nichts anhaben könnten!“ . . .

Aber das war leider ein sehr bedauerlicher, durch die Unterschätzung der Wirkung zielbewusster, zäher, vortrefflich organisierter Wählerarbeit verursachter Irrtum!

Die schöne Halbmondstadt am Mississippi-Delta ist jetzt — trotz ihrer Tausende, aber leider auf den Aussterbeetat gesetzter lebenslustiger Kreolen — längst unter die Fuchtel der Sabbatfanatiker geraten. Und dasselbe gilt leider auch von dem einst halbdeutschen San Antonio, wo aber leider auch das Deutschtum immer mehr zurückgeht, während die Zuwanderung aus den Nord- und Oststaaten immer mehr zunimmt.

In Nord- und Ost-Texas bestand zwar schon lange ein strenges Staats-Sabbatgesetz, aber in West-Texas kümmerte man sich einfach nicht darum. Am Rio Grande, in den Städten mit vorwiegend mexikanischer Bevölkerung schon gar nicht. Denn wie in allen katholischen Gegenden will man dort vom augenverdrehenden und kopfhängerischen Sabbat absolut nichts wissen. Dasselbe gilt aber auch von den stark deutschen Counties von Texas, besonders von San Antonio. Erst recht aber wollte man in den rein deutschen Orten Neu-Braunfels, Friedrichsburg, Comfort, La Grange, Schulenburg, Bellville usw. usw. nichts vom Sabbatzwange wissen. Man wollte dort nichts davon wissen trotz des schon damals auf dem Papiere bestehenden Staatsgesetzes und trotz aller Anstrengungen der Staatsbehörden, den dort verhassten Gesetzen Geltung zu verschaffen. Man gab die Versuche aber immer wieder auf, da sie alle daran scheiterten, daß die durch die liberale Mehrheit gewählten Lokalbeamten nicht mitmachten oder daß — wenn's ja dazu kam — vor den Geschworenengerichten in allen solchen Verfolgungsfällen stets Freispruch erfolgte.

Ich entsinne mich noch recht gut eines Sonntagvormittags im Jahre 1898 in San Antonio, als eine stattliche Reihe von Herren in Zivil und in Uniform

an der „Bar“ des Menger-Hotels an der Alamo-Plaza versammelt war, um eine Erfrischung an dem heißen Junitage zu nehmen. Unter den Gästen befand sich auch Mr. Theodore Roosevelt — damals allerdings noch nicht Präsident der Vereinigten Staaten, sondern noch „Colonel“ Roosevelt, und zwar Oberst des gerade damals in der Stadt organisierten, nachmals so berühmt gewordenen Regiments der „Rough Riders“, welche „Rauhen Reiter“ mir als „gedientem“ preußischen Soldaten aber immer ein wenig . . . wallensteinisch vorkamen. Außer Col. Roosevelt, dem eigentlich mehr theoretischen oder Ehren-Oberst, war damals auch der wirkliche Führer und Organisator jener zwar forschen, aber doch etwas dilettantenhaften Kavallerietruppe anwesend, der kleine Capt. Wood, der weniger als vier Wochen später als Sieger der Schlacht von San Juan Hill glänzen sollte und der später — als Vorgänger Tafts — Generalgouverneur der Philippinen wurde. Noch ganz lebhaft entsinne ich mich, wie damals an der Menger-Bar gerade Col. Roosevelt lebhaft betonte, daß das kosmopolitische San Antonio doch eigentlich der Weltstadt New York voraus sei, wo man sich der Fuchtel der Sabbatfanatiker zu beugen habe — und wenn auch nur insoweit, als man dort am Sonntage nur hinter . . . verschlossenen Türen trinken könne.

Aber das sind jetzt auch längst *Tempi passati*. San Antonio ist jetzt schon seit mehr als zwei Jahren nicht mehr wide open, sondern es ist den Fanatikern auch dort gelungen, den „Deckel zuzumachen“, und zwar ganz fest zuzumachen.

Und in welchem Grade jetzt selbst dort in San Antonio der allgemeine Heuchelgeist Eingang gefunden und Fuß gefaßt hat, das zeigte recht deutlich die etwa vor Jahresfrist erfolgte Verlegung der vorhin erwähnten Menger-Bar von der Frontseite des großen und stattlichen Hotels an der mit halbtropischen Anlagen geschmückten Alamo-Plaza nach einem verschwiegenen Winkel im Bananenhofe! Der „prominente“ Bürger kann jetzt dort ganz unbemerkt und ungeniert aus- und eingehen, um einen „Stimulant“ zu sich zu nehmen. Es ist ja aber auch gar nicht nötig, daß die Ladies es sehen, wenn man in einen Saloon geht oder wieder aus einem solchen herauskommt. Noch vor einem Jahrzehnt wäre es den mackeren südlichen „Colonels“ — jeder Mensch, der einen heilen Rock anhat, wird dort unweigerlich so genannt! — höchst gleichgültig gewesen. Ja, was solch eine „moralische Welle“ nicht alles anrichten kann!

Mit geradezu raffinierter Schläue haben die Sabbatfanatiker ein Gesetz ausgeklügelt, dessen Hauptwirkung darin besteht, daß es die Mitwirkung der lokalen öffentlichen Meinung total ausschaltet und die lokalen, also von der Volkswahl abhängigen Beamten von dem Odium der unpopulären Strafverfolgung in allen Fällen von Übertretung der Sabbatgesetze befreit. Das geschieht ganz einfach dadurch, daß alle Wirte hohe Bürgerschaftssummen für ihre Schankberechtigung stellen müssen, welche Summen bei der geringsten Verletzung der Sabbatgesetze verfallen! Und zwar geschieht das gewissermaßen ganz automatisch auf dem Verwaltungswege. Gleichzeitig mit einer solchen Verfallenerklärung erfolgt dann auch die dauernde Aufhebung und Null- und Nichtigkeitserklärung der Lizenz, der Auschankberechtigung des betreffenden Wirtes. Solch drakonischem Zwange gegenüber läßt sich natürlich nicht wider den Stachel lösen.

Ein Vergehen, das in einer deutschen Stadt also schlimmsten Falles mit einer Polizeistrafe von ein paar Mark geahndet werden könnte, wird im „freien Amerika“ mit dem vollständigen wirtschaftlichen Ruin bedroht — ganz abgesehen von den schweren Haftstrafen, welche noch dazu treten können.

Wenn hier energisch gegen die Form des anglo-amerikanischen Sabbatzwanges Stellung genommen wird, so schließt das keineswegs eine Stellungnahme gegen die Sonntagsruhe an sich ein, besonders nicht gegen die Art und Weise, wie sie im Deutschen Reiche seit ein paar Jahren in etwas verschärfter Form zur Geltung gebracht worden ist. Das feste Wort des Herrn Arout: „Wenn es keinen lieben Gott gäbe, müßte einer erfunden werden!“ läßt sich entschieden auch auf den Sonntag anwenden. Wenn es keinen Tag der Ruhe und der Erholung von der Arbeit in der Woche gäbe, müßte ein solcher im Interesse der hart Schaffenden gesetzlich eingeführt werden, nicht etwa nur aus religiösen Gründen, sondern vielmehr aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit und der Vernunft. So selbstverständlich das auch manchem klingen mag, so muß es dennoch ganz besonders betont werden, um den Unterschied, ja den scharfen Gegensatz hervorzuheben, welcher zwischen den Befürwortern einer rationalen Sonntagsruhe und den fanatischen Vorkämpfern für den puritanischen Sabbatzwang besteht.

Fehlt es doch auch hier in Deutschland nicht mehr an Plänkelleien und Vorpostengefechten von seiten der Verfechter der fanatischen Richtung gegen die der liberalen Auffassung. Zu verweisen ist da bloß auf die Verhandlung der preussischen Evangelischen Generalsynode vom 4. November 1909, in welcher Anträge vorlagen, „abzielend auf größere Sonntagsruhe auf dem Lande, Beschränkung von Tanzlustbarkeiten geschlossener Gesellschaften, Einschränkung der Tanzvergnügen in der Nacht vom Sonnabend zum Sonntag usw.“. Aber wohl auf keinem Gebiete ist das „Principiis obsta!“ dringlicher erforderlich als auf diesem!

Ich sage das, obwohl ich — sei es nun, ob beeinflusst resp. „angefränkelt“ durch das Milieu, in dem ich über ein Vierteljahrhundert gelebt habe, oder nicht — entschieden für eine noch weiter gehende Sonntagsruhe, d. h. Arbeitsruhe, eintrete, als sie auch jetzt schon unter dem verschärften Sonntagsgesetze im Deutschen Reiche, resp. im Königreich Preußen, besteht. Jeder Arbeitende muß einen Tag in der Woche völlige Arbeitsruhe haben, einen von sieben Tagen, der ihm ganz allein gehört, vierundzwanzig Stunden, über die er völlig nach freiem Ermessen verfügen kann. Es ist dies die einzige Möglichkeit zur Erhaltung der Arbeitsfreudigkeit, der sicherste Schutz vor der sonst unausbleiblichen Arbeitsverdroffenheit.

Ist ein Arbeiter (oder Beamter, Angestellter usw.) gerade am Sonntage im Interesse des Verkehrs, oder sonst gerade im Interesse der am Sonntage Feiernden, nicht abkömmlich, dann tun vierundzwanzig auf einen anderen Tag verlegte Freistunden natürlich genau denselben Dienst. Es handelt sich eben nur um das sich über mindestens vierundzwanzig Stunden erstreckende absolut freie Verfügungsrecht eines jeden Arbeitenden. Aber gerade in diesem Punkte ist es, wo der scharfe Widerspruch einsetzt, der zwischen den Befürwortern eines möglichst weitgehenden freien Sonntags und den Verfechtern der anglo-amerikanischen resp. puritanischen Sabbatfeier besteht.

Die Sabbatfanatiker wollen dagegen jenes Verfügungsrecht, das dem einzelnen die freie Wahl läßt, den Sonntag in derjenigen Form der Erholung zu benutzen, die ihm nach seiner Berufs- und Beschäftigungsart und nach seinen Neigungen am angemessensten erscheint, so stark wie möglich beschneiden. Und zwar nicht dadurch, daß sie ihm persönliche Vorschriften darüber machen wollten, was er zu tun und zu lassen habe — bewahre, das wäre ja gegen die demokratische Theorie von der persönlichen Bewegungsfreiheit! —, wohl

aber dadurch, daß sie ihm die Möglichkeit entziehen, von diesem Verfügungsrechte Gebrauch zu machen. Und das geschieht wiederum, indem man ihm die Gelegenheit zur Auswahl raubt.

„Wenn mit Ausnahme der Kirchen am Sonntage alles hermetisch verschlossen ist,“ so argumentieren die Sabbathheiligen, „dann müssen die Leute wohl oder übel in die Kirche gehen“ — eine Argumentation, welche tatsächlich auch für Tausende amerikanischer Klein- und Mittelstädte, ja auch für einige amerikanische Großstädte, volle praktische Geltung gewonnen hat. Besonders gilt das von allen jenen kleinen stockamerikanischen Orten, in denen es, wie bereits an anderer Stelle geschildert, so grauenhaft langweilig ist, wo die Begriffe „Kirche“ und „Gesellschaft“ vollständig identisch sind und wo die Leute tatsächlich aus purer Verzweiflung in die Kirche gehen, weil sie sonst absolut nichts mit sich anzufangen wissen.

Der phänomenale Erfolg, den die Heilsarmee seinerzeit in England erzielte, beruhte in allererster Linie auf der scharfsinnigen Erkenntnis des Mr. Booth, daß die Leute für irgendeine Zerstreuung dankbar sein würden, die man ihnen an dem trostlos langweiligen Sonntage darböte. Natürlich mußte das aber ebenfalls unter dem Deckmantel der Religion geschehen. Aber man konnte ja auch Kirchenlieder mit Pauken-, Trompeten-, Cymbel- und Kastagnettenbegleitung singen, und warum denn nicht auch nach der Melodie von: „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!“?

Auf den vom deutschen Standpunkte aus naheliegenden Einwurf: „Warum gehen dann die Leute nicht spazieren, wenn sie sich langweilen?“, ist zu erwidern: „Das Spaziergehen ist eine ganz speziell deutsche Liebhaberei, die schon in den anderen Ländern Europas weit weniger Anhänger hat, in Amerika aber gar keine. Spazieren fahren: ja! Aber spazieren gehen: nein!“

Besonders in den heißen Südstaaten, wo die Straßen- und Wegeverhältnisse meist noch sehr im argen liegen, kann man ganz direkt in den Ruf eines „Crank“, d. h. eines etwas verschrobenern Sonderlings, kommen, wenn man überhaupt spazieren geht. Ich weiß das ganz genau, denn ich habe diese schmerzliche Erfahrung persönlich gemacht. Als ich vor Jahren von den Stadtverordneten in San Antonio zum Mitgliede des Kuratoriums der neugegründeten Carnegie-Bibliothek gewählt worden war und als in der ersten Sitzung nach der Wahl die gegenseitige Vorstellung der Mitglieder stattfand, sagte mir Hon. Cobbs („Honorable“ als Mitglied der Staatslegislatur): „Sehr erfreut, Sie nun auch persönlich kennen zu lernen, Doktor, habe sowieso schon viel von Ihnen gehört!“ Wenn ich mir nun aber etwa eingebildet hätte, ein Kompliment über meine journalistische Tätigkeit zu hören zu bekommen, dann hätte ich sofort recht kleinlaut und enttäuscht werden müssen, denn wie eine kalte Dusche folgte die Erklärung auf dem Fuße: „Sie sind ja doch wohl der deutsche Herr, der jeden Sonntag mit seiner Familie dreimal um die Stadt herum spazieren geht?“ Dies nur, ganz beiläufig, zum Beweise dafür, wie man durch die bloße Gewohnheit regelmäßiger Spaziergänge selbst in einer größeren amerikanischen Stadt zum Thema des allgemeinen Stadtgesprächs werden kann! . . .

Aber auch das Spazierenfahren büßt sehr bald seinen Reiz ein, wenn es sich dabei um ganz öde trockene Rundfahrten handelt, bei denen kein Ziel zur Einkerer winkt. Wenigstens geht das dem in deutschen Lebensanschauungen Aufgewachsenen so.

Bedürfte es noch eines besonderen Nachweises dafür, daß die Prohibitionisten und die Sabbathfanatiker ganz eng miteinander verwandt, ja gewissermaßen

Zwillingsbrüder sind, dann ließe sich derselbe durch die ganz eigenartige Form erbringen, in welcher in manchen Gegenden der Vereinigten Staaten der gesetzliche Sabbatzwang durchgeführt wird. In den alten Yankee-Staaten, und auch in Pennsylvanien, Kansas, Iowa usw. wird die Sabbatbeschließung ganz allgemein und in der denkbar striktesten Form durchgeführt. Und zwar so, daß nicht nur alle Wirtschaften und Verkaufsläden geschlossen werden müssen, sondern auch alle Theater und sogar die Museen und öffentlichen Kunstsammlungen irgendwelcher Art. Also der Arbeiter und alle sonstigen Leute, welche die Woche hindurch von morgens früh bis abends spät zu arbeiten haben, erhalten überhaupt niemals die Gelegenheit, jene öffentlichen Sammlungen zu besuchen, denn wenn sie gerade Zeit haben, sind jene geschlossen. Das ist aber offenbar auch der Zweck der Übung: sie sollen auch gar nicht hineingehen. Ausschließlich in die Kirche gehen sollen sie am Sonntag, alles andere ist als eventuelle Ablenkung davon streng verpönt!

„Ist es schon Tollheit, hat es doch Methode!“ könnte man dazu mit dem alten Polonius ausrufen.

In anderen Orten dagegen, wo man sich nur widerwillig und murrend dem unpopulären Staatsgesetze fügt, nimmt die Sabbatfeier ganz wunderliche Formen an. So richtet sich das Gesetz beispielsweise in San Antonio ganz ausschließlich gegen die Saloons resp. gegen die Hotels mit solchen Ausschankstätten. Die Theater veranstalten dort unbeanstandet Sonntagsvorstellungen (— und zwar ohne Anwendung der in der Weltstadt New York üblichen heuchlerischen Deckform von „Sacred concerts“, bei welchen geistlichen Konzerten oder Kirchenmusik-Aufführungen aber auch ganz ruhig Partien aus der „Luftigen Witwe“ etc. mit unterlaufen! —), die Zigarrenläden und die Obstläden bleiben geöffnet und die Sodawasser- und Limonaden-Quellen fließen unbehindert fort. Man kann sich auch überall den Wagen mit Fruchteis, Schokolade und „Candy“, vulgo Konfekt verkleckern, sogar Billardhallen und Regelbahnen stehen den ganzen Tag hindurch offen. Und zwar auch während der Kirchzeit. Und von der Komödie der Schaufensterverhüllung weiß man auch nichts. Ja, in den Mexikanervierteln sind auch die Barbierläden offen, und wenn man am Sonntag dort an einer Hahnenkampf-Arena vorbeikommt, kann man schon an dem schmetternden Triumphgekräh des jeweiligen gefiederten Siegers ganz genau hören, daß die hochwohlwöbliche Polizei selbst gegen diesen blutigen Betrieb, gegen diese barbarische Volksbelustigung nicht das geringste einzuwenden hat. Aber ein Glas Bier kann man am Sonntag dort trotz alledem und alledem nicht mehr bekommen! Und zwar weder für Geld noch gute Worte und auch nicht einmal durch Lug und Trug. Auch nicht einmal — wie in der Weltstadt New York — durch die Seiten- und Hintertür!

Das alles hat die raffinierte Klausel von der drohenden sofortigen Annullierung der Lizenz, der Ausschankgerechtsame, die bei der geringsten Übertretung der Saloonverordnungen eintritt, zugebracht!

Also strikteste Prohibition auch in einem noch „freien“ und „feuchten“ Staate an den zweiundfünfzig Sonntagen des Jahres!

Wer da keinem Klub angehört, ist übel dran. Die Folge davon ist, daß die Klubs überall wie Pilze aus der Erde schießen. Aber sofort plant man auch schon neue Zwangsgesetze, um auch diesen geschlossenen Gesellschaften auf den Pelz zu rücken. Verschwiegen werden kann ja freilich nicht, daß viele dieser neuen Klubs lediglich in der ausgesprochenen Absicht der Umgehung der lästigen Sabbatgesetze gegründet werden. Ebensovienig verschwiegen werden darf,

daß in diesen Klubs viel ärger gezecht (— und nebenbei wohl auch gespielt!—) wird, als in den offenbleibenden Wirtshäusern getrunken und gespielt werden würde. Es ist und bleibt eben die alte Geschichte vom Reize des Heimlichen und Verbotenen!

Auch die Hotels haben sich dieser Sabbat = Zwangsabstinenz zu unterwerfen. Und zwar nicht nur, was ihre gesonderten Bars oder Saloons anbetrifft, sondern auch mit Einschluß ihres Speisesaals und ihrer Table d'hôte = Gäste! Auch bleibt es sich dabei ganz gleichgültig, ob es sich um Einheimische oder um Fremde handelt. Die weitaus meisten amerikanischen Speisehäuser verabsolgen ja überhaupt weder Wein noch Bier zum Essen. Die in Deutschland für selbstverständlich geltende Idee, daß man an der Wirtstafel beim Speisen auch unbedingt pokulieren müsse, ist dem Anglo-Amerikaner völlig fremd. Viele von ihnen empfinden daher den in deutschen Hotels üblichen Trinkzwang als etwas genau ebenso lästiges und Widersinniges, wie uns das Trinkverbot, der Nichttrink-Zwang, vorkommt. Ist nicht beides gleich widersinnig?

Ich werde nie das — absolute Verständnislosigkeit widerpiegelnde — Gesicht eines Herrn vergessen, der erst ganz vor kurzem nach Amerika gekommen war, der sich eines Sonntags in San Antonio an der Mittagstafel im Hotel bei dem farbigen Kellner eine Flasche Rotwein bestellte und dem der dunkelhäutige Ganymed nun klar zu machen versuchte, daß er den bestellten „Claret“ nicht bekommen könne. Ja, warum denn eigentlich nicht? Er begriff es einfach nicht, was der einfältige Sohn Hams mit seinem ewigen: „It's sunday, Sir!“ sagen wollte. „Das weiß ich ja ganz allein, daß heute Sonntag ist“, erwiderte er. Und da er vermeinte, daß der Schwarze nur sein — allerdings auch keineswegs mustergültiges — Englisch nicht verstünde, wurde er — wie die Leute das nun einmal schnurrigerweise zu tun pflegen — immer lauter und lauter. Vergeblich versuchten die anderen Tischgenossen den aufgeregten Herrn vom Strande der schönen blauen Donau zu belehren. Schließlich kam der Wirt hinzu, der zum Glück genügend Deutsch verstand, um wenigstens den Versuch wagen zu können, den Mann auf die im Lande herrschenden Eigentümlichkeiten aufmerksam zu machen, sowie auf die Staatsgesetze, welche den Verkauf von Wein und anderen geistigen Getränken am Sonntag verbieten und denen sich auch die Leitung dieses Hotels wohl oder übel zu fügen habe. Aber auch jetzt blieb er noch bei dem Versuche. „Ja, schau'n's,“ erwiderte der Österreicher, „wie kommt's denn da aber, daß die Herrschaften da drüben an den anderen Tischen ihre von Flaschenhälsen strotzenden Eiskübel vor sich haben?“ Und so war's wirklich. Aber wie konnte der Fremdling auch wissen, daß die Mitglieder jener fidelen Tafelrunde ihren Wein schon am Tage vorher, am Samstag, bestellt und bezahlt hatten, daß sie nun also ihren Wein tranken, heileibe aber nicht etwa solchen, den sie eben erst — am heiligen Sabbat! — bestellt hätten und ihn auch erst am Sonntag bezahlen würden! Das wäre doch aber gegen Gesetz und Recht gewesen! So wird's nämlich in der Tat gemacht — ein neuer Beweis für die Begründung der alten Behauptung, daß die Gesetze bloß dazu da sind, um umgangen zu werden. Unserem Wiener aber wollte die Geschichte absolut nicht einleuchten. Er konnte es nicht begreifen, daß jedes Land seine „berechtigten Eigentümlichkeiten“ habe. Die „Berechtigung“ vieler von diesen ist ja freilich auch recht schwer verständlich.

Es ist überhaupt äußerst schwierig, in einem an deutsche Anschauungen — oder auch französische, italienische oder skandinavische, kurz, an „kontinentale“ Auffassungen — gewöhnten Kopf der dem anglo-amerikanischen Sabbatzwang

zugrunde liegenden Idee Eingang zu erzwingen, daß der Sonntag kein Tag der Erholung, kein Tag der heiteren, zwanglosen Lebensfreude, kurz kein Festtag, sondern ausschließlich ein Tag der ernstesten Einkehr, der Weltabgewandtheit, wenn nicht gar der augenverdrehenden Kopfhängerei sei.

Diese Grundidee läßt sich aber am greifbarsten durch die in den Vereinigten Staaten landesübliche Einrichtung erläutern, daß ein wirklicher Fest- und Freudentag, wenn er einmal dem Kalender nach auf einen Sonntag fällt, auf einen andern Tag verlegt werden muß. So kann sich der ungeheuerliche Widersinn ergeben — und hat sich natürlich auch schon sehr oft ergeben, — daß der auf den vierten Juli fallende große Nationalfeiertag der Unabhängigkeitserklärung vom Jahre 1776 am fünften Juli gefeiert wird. Jene Grundidee ist dem echten Amerikaner aber derart in Fleisch und Blut übergegangen, daß man es gar nicht mehr empfindet, wie grotesk eine solche Verschiebung wirkt!

Neben dem gesamten Deutschtum — in sonst leider nur seltener Übereinstimmung — war bisher immer noch die römisch-katholische Kirche die entschiedenste Gegnerin der puritanischen Sabbatfeier in den Vereinigten Staaten. In vielen Landesteilen der Union — und nicht zum wenigsten in Louisiana und Texas — war es wohl auch diesem energischen Auftreten zuzuschreiben, daß die Anhängerschaft dieser Kirche in einem geradezu unheimlichen Grade wuchs. Neuerdings aber machen sich selbst im Schoße der katholischen Kirche Amerikas Bestrebungen geltend, welche darauf hin abzielen, sie in das Lager der Prohibitionisten und der Sabbatfanatiker hinüber zu drängen. Alle diese Bestrebungen zur Amerikanisierung der römisch-katholischen Kirche finden einen ebenso eifrigen als tatkräftigen Förderer in dem Erzbischof Ireland von St. Paul, während Kardinal Gibbon von Baltimore ebenso ernstlich bemüht zu sein scheint, diesen Bestrebungen entgegenzuarbeiten. Wer von beiden sich schließlich als der erfolgreichere erweisen wird, bleibt abzuwarten.

Höchst beschämend ist es aber bei allen solchen Kämpfen, zu sehen, wie ängstlich bemüht die aktiven Politiker, besonders die leitenden Parteimänner, sind, sich möglichst neutral zu verhalten. Und leider die angeblich liberal gesinnten am allermeisten. Die Furcht, sich irgendwie unpopulär zu machen und infolge davon Stimmen zu verlieren, beherrscht all ihr Tun, Treiben und — Unterlassen. Das gilt eigentlich auch von den Besten unter ihnen. Und, vom praktischen Standpunkt aus betrachtet, werden sie damit wohl gar nicht mal unrecht haben! Um bloß ein Beispiel anzuführen: William Taft! Wie wäre dieser Mann wohl Präsident der Vereinigten Staaten geworden, wenn er nicht sehr . . . vorsichtig gewesen wäre. Dieser Mann gestattet sich nämlich für einen amerikanischen Politiker ungeheuren Luxus, Unitarier zu sein, d. h. der so etwa am weitesten links stehenden unter den zirka drei Duzend protestantischen Sekten Amerikas anzugehören. Es ist dies die Sekte, welche so etwa dem Standpunkt der deutschen freireligiösen Gemeinden entspricht. Diese Tatsache wurde jedoch erst nach Tafts Erwählung allgemein bekannt. Mit ganz erstaunlichem Geschick hatten seine „Manager“ es verstanden, diesen Umstand verschwiegen zu halten und es zu vermeiden, daß er überhaupt zur öffentlichen Diskussion in Wort oder Schrift kam. Es kann aber als ganz sicher und gewiß gelten, daß Taft weder gewählt noch überhaupt als Präsidenschaftskandidat der republikanischen Partei aufgestellt worden wäre, wenn man seine Eigenschaft als Unitarier allgemein gekannt hätte. So aber hüteten sich seine politischen Drahtzieher, welche ihn stets als „a good church-member“, als ein gutes Kirchenmitglied anpriesen, auf das sorgfältigste, auch

mitzuteilen, welcher Kirche Laft angehöre, nämlich einer Richtung, welche das Trinitätsdogma ablehnt, also auch von dem Gottmenschentum des Stifters der christlichen Religion abstrahiert.

Spielten doch schon die zwei „Cocktails“, welche William Laft bei irgend-einer — öffentlichen! — Gelegenheit getrunken hatte oder getrunken haben sollte, während seiner Wahlkampagne eine große Rolle, wobei seine Parteifreunde alle Hände voll zu tun hatten, diese „Affäre“ in möglichst mildem Lichte erscheinen zu lassen. Sehr anzuerkennen ist es schon, daß Herr Laft diese beiden Saratoga-Cocktails überhaupt nicht gänzlich abgeleugnet hat. Denn im allgemeinen bemüht sich auch er — trotz seines persönlich sehr freisinnigen Standpunktes — aufs eifrigste „mitzumachen“, wie er es denn auch ganz speziell stets vermeidet, sich am Sonntag öffentlich bei irgendeiner „weltlichen“ Verrichtung zu zeigen.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel

Berlin, 9. Juli 1910.

Der Rücktritt des Erbprinzen von Hohenlohe-Langenburg vom Reichstags-
präsidium — Zu Rheinabens Rücktritt — Das russisch-japanische Abkommen
— Kreta.

Ein neuer Anlaß zur allgemeinen Erörterung unsrer innerpolitischen Lage ist durch eine Überraschung, die uns ein hochgestellter Mann bereitet hat, gegeben. Der Erbprinz von Hohenlohe-Langenburg ist von seiner Stellung im Reichstagspräsidium — er war bekanntlich zweiter Vizepräsident — zurückgetreten und hat diesen Schritt in einer längeren öffentlichen Erklärung begründet. Von Anfang an ist niemand im Zweifel gewesen, daß die Annahme des Postens, den der Erbprinz bisher im Reichstagspräsidium bekleidet hat, für ihn ein schweres patriotisches Opfer war. Nur mit starker Selbstverleugnung konnte er sich dazu verstehen; das war einleuchtend, und dafür schuldete man ihm Dank. Seitdem haben sich die Dinge weiter entwickelt, gewiß nicht zur Freude der meisten Patrioten und am allerwenigsten derer, die ungefähr von den gleichen Gesinnungen und Anschauungen ausgehen wie der Erbprinz. Es ist also wohl zu verstehen, daß Prinz Hohenlohe den Widerspruch zwischen der wirklichen Lage und der, die er bei Übernahme der zweiten Vizepräsidentschaft des Reichstags angestrebt oder wenigstens zu retten gehofft hatte, von Tag zu Tag stärker und allmählich bis zum Unerträglichen empfand. Wenn er eines Tages daraus die Konsequenz zog, die in dem jetzt vollzogenen Schritt ausgedrückt wird, so kennzeichnet das nur aufs neue die vornehme, hochgesinnte Denkweise, die der Prinz von jeher in allen Lebenslagen betätigt hat.

Allein der Politiker kann sich mit dem Zeugnis persönlicher Hochachtung nicht begnügen. Er muß kühl und nüchtern fragen, welche Folgen ein politischer Schritt nach sich zieht, und ebensowenig wie uns die persönlich achtungswerte Tat eines politischen Gegners bei voller Anerkennung ihrer Motive veranlassen kann, in das Lager der Gegenpartei überzugehen, so kann auch ein aus Charakter und